

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde

Herausgeber: Bernisches historisches Museum

Band: 7 (1945)

Nachruf: Hans Bloesch

Autor: Hunziker, Rudolf

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DR. HANS BLOESCH
1878—1945
Oberbibliothekar der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern

HANS BLOESCH

Nachruf, gesprochen am 2. Mai 1945 im Krematorium zu Bern

Von Rudolf Hunziker

Wenn ich in den letzten vier Dezennien von Winterthur nach Bern fuhr — und das kam recht oft vor — dann befand ich mich stets in besonders froher, erwartungsvoller Stimmung. Sicher trug zu dieser die liebliche, vom blauen Höhenzug des Jura und von den fernen Alpenfirnen geprägte Landschaft, die meinen Blicken vorüberzog, das ihrige bei, sowie der Gedanke, daß ich binnen kurzem «am Wellenspiel der Aare die hochgemute Stadt» mit ihren heimeligen Lauben wieder schauen und durchwandern werde — mein geliebtes Bern, wo mein Urgroßvater vor hundertfünfundzwanzig Jahren die Rechte eines Burgers sich erworben hat. Aber das alles bedeutete mir jeweilen wenig gegenüber der Vorfreude, aufs neue mit meinem treuen Freunde Hans Bloesch zusammen sein und zusammen arbeiten zu dürfen.

Unsere Bekanntschaft reichte nicht bis in die Jugendzeit zurück. Erst als es sich um die Entstehung der wissenschaftlichen Gotthelfausgabe handelte, traten wir einander persönlich nahe. Und zunächst gab es mitunter recht stürmische Sitzungen in der damals ins Leben gerufenen Gotthelfkommission, bis endlich die Wogen sich glätteten und der Aufbau des großen Werkes in gedeihlicher Ruhe vor sich gehen konnte. Bei Hans Bloesch verwandelte sich das Kennenlernen — und das erfuhren sicherlich viele, die an dieser Stätte sich eingefunden haben — in kürzester Frist zu einem Liebenlernen. Denn ihm eigneten eine beglückende Reinheit der Gesinnung, eine harmonische Heiterkeit der Seele, eine selbstverständliche Gabe, sich in andere zu versetzen und ihre Sorgen zu verstehen, und eine immer gleich sich bleibende Hilfsbereitschaft — alles Eigenschaften, in deren Atmosphäre man sich völlig geborgen fühlt. So ist es auch mir ergangen. Daß das Schicksal mich mit Hans Bloesch zusammenführte und mir seine Freundschaft schenkte, habe ich jederzeit als einen ganz besonderen Glücksfall in meinem Leben betrachtet.

Im Oktober 1911 nahm unser Briefwechsel seinen Anfang, und fast zahllos sind seither unsere mündlichen und schriftlichen Besprechungen im Dienste des größten vaterländischen Epikers gewesen. Und wenn ich befüge, daß niemals auch nur die leiseste Trübung unsern Verkehr beeinträchtigte, so soll das keineswegs heißen, daß wir stets von vornherein den gleichen Ansichten huldigten. Aber deren Verschiedenheit diente lediglich der befruchtenden

Klärung von Fragen, die der endgültigen Lösung harrten. Sie können daraus ermessen, wie verwaist und traurig mir zumute war, als ich gestern trotz dem bisweilen hellen Frühlingssonnenchein nach Bern reiste, um heute am Sarge meines Freundes auf den Wunsch seiner Familie einige Worte zu sprechen. Ja, die Gotthelfforschung hat einen unersetzblichen Verlust erlitten, und es wird außerordentlich schwierig sein, die Ausgabe ohne Hans Bloesch fortzusetzen. War er doch als Enkel des um seine Heimat hochverdienten Landammanns Eduard Bloesch ein Kenner jener politisch zerrissenen und gärenden Zeit, wie es kaum einen zweiten gibt.

In Hans Bloesch hielten sich zwei bedeutsame Begabungen die Waage. Einerseits besaß er das Rüstzeug eines exakten, streng wissenschaftlichen Forschers. Das beweist nicht nur seine Doktorarbeit «Das Junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich», mit der Professor Oskar Walzel die von ihm herausgegebenen «Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte» eröffnete. Beredtes Zeugnis dafür legen auch die Gotthelfbände ab, die er besorgte, die Edition bebildeter Chroniken, wertvoller Briefwechsel und anderer interessanter Handschriften aus verschiedenen Jahrhunderten und eine stattliche Anzahl weiterer gründlicher Beiträge zur bernischen Kulturhistorie und Biographie, die teils als Einzelpublikationen erschienen sind wie die «Geschichte der Musikgesellschaft» und diejenige der Buchdruckerei Stämpfli, teils in Sammelwerken, Jahrbüchern, Zeitschriften und Tagesblättern.

Aber nicht selten tritt in diesen Arbeiten eine weit über bloße Archivweisheit sich erhebende Durchgeistigung des Stoffes zutage, zum mindesten stoßen wir immer wieder auf Formulierungen, die durch ihre Einmaligkeit verraten, daß die Hans Bloesch in die Wiege gespendete Künstlernatur überall zum Durchbruch drängte. Denn aus ihr leuchtete eine zwingende Kraft, die, ihm selbst kaum bewußt, sein ganzes Sein befruchtete. Und dank seiner staunenswerten Universalität traf er in seinen Urteilen über Schöpfungen jeder Kunst mit hellseherischer Sicherheit ins Schwarze. Man braucht nur in den von ihm geleiteten Monatsschriften und Zeitungen wie im «Berner Fremdenblatt (1903—1906), in den «Alpen» (1910—1913), in der «Berner Landzeitung» (1912—1913), in der «Schweizerischen Baukunst» (1913—1914) und im «Werk» (1915—1919) zu blättern oder seine aus wesentlichen Essays und Besprechungen bestehende Mitarbeit in andern Periodica wie zum Beispiel im «Bund» und in früheren Jahrgängen der «Schweizerischen Musikzeitung» zu verfolgen, und man wird sofort in den Bann der nur ihm zugehörenden Schreibweise gezogen. Während er da, wo Fragen der Architektur, der Skulptur, der Malerei und der Musik in Frage standen, lediglich als rezeptiver und beobachtender Ästhetiker das Wort ergriff, trat er in dem weiten Reiche der Literatur daneben auch mit selbstschöpferischen Taten in den Vordergrund.

Ich greife aus seinen Dichtungen zunächst das köstliche Büchlein «Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern» und unter diesen die entzückende Skizze «Ein Nachmittag in Lützelflüh» heraus. Die darin geschilderte

derten Begegnungen und Gespräche mit Gotthelf sind frei erfunden; aber wir spüren sofort ihre unverfälschte historische und psychologische Wahrheit und möchten darauf schwören, daß jene, wenn die notwendigen Vorbedingungen zufälliger Art vorhanden gewesen wären, so und nicht anders sich abgespielt hätten. Und dem Poeten gelang es, uns Gotthelfs bernische Souveränität unmittelbarer, lebendiger und eindrucksvoller zu vergegenwärtigen, als manch wissenschaftliche Studie sie darstellt. Hier wird im kleinen etwas von der geschichtlichen Intuition sichtbar, mit der in größtem Rahmen Conrad Ferdinand Meyer seine Helden gepanzert hat.

Einen unlöslichen Bund haben der wohlbewanderte Gelehrte und der Schriftsteller Hans Bloesch in dem mit herrlichen Bildern ausgestatteten Standardwerk «Siebenhundert Jahre Bern» miteinander geschlossen. Durch diese «Geschichte einer Stadt» errichtete er der über alles geliebten Heimat ein bleibendes Denkmal, das in seiner visionären Geschlossenheit dem Bereiche Jacob Burckhardts sich nähert, des eine faszinierende Sehergabe in sich tragenden Meisters der Geschichtsschreibung.

Jene unbezwingliche Sehnsucht des Nordländer nach dem sonnigen Süden, die uns seit Goethe und Eichendorff vertraut ist, fand in Hans Bloesch einen einzigartigen Vertreter. Im Leben hat er sie vor allem durch längere Aufenthalte in Rom und Sardinien und nach seiner Verheiratung auf Korsika zu stillen versucht, und später war Jahre hindurch das Colombaio in der Nähe von Morcote am Lago di Lugano sein zeitweiliges buen retiro. In den letzten Jahrzehnten boten sich ihm außerdem Gelegenheiten, Nordafrika in zwei mehrwöchigen Ferienreisen, sowie Griechenland und Spanien in einem jeweils kurzen dortigen Verweilen zu erleben. Aus den drei Wanderbüchern «Mein Rom», «Tunis» und «Hellas» leuchtet des Dichters Begeisterungsfähigkeit stets aufs neue in aufjubelnden Farben. Aber er genießt nicht nur die Natur der durchstreiften Gegenden in vollen Zügen, er will auch mit der dortigen Bevölkerung in seelische Beziehung treten, und zutiefst fesseln ihn ferner ihre Kunststätten und archäologischen Reichtümer. Ein stiller, aber mit unabirrbarem Wirklichkeitssinn begabter Träumer, erlauschte Hans Bloesch die autochthone Sprache einer Landschaft, und dank seinen sichern Kenntnissen vermochte er mühelos, ja fast unbewußt die Brücke zu beschreiten, die zur historisch berühmten Vergangenheit des Erdenflecks hinüberführte, auf dem er sich befand. Auch wußte er um das innerste Geheimnis der echten Reisekunst, das sich in der Fähigkeit kündet, «alles frisch und jung sich entgegentreten zu lassen, als sei man der erste, der zum erstenmal es sieht».

Hier muß ich zunächst innehalten, um des geistigen Erziehers zu gedenken, dem sich Hans Bloesch stets am meisten verpflichtet fühlte. Es ist Josef Viktor Widmann, dessen Name, so bekennt er, «von frühesten Kindheit an wie ein leuchtend Vorbild vor meinen Augen stand». Als er nach dem im März 1900 erfolgten Hinschied seines Vaters, des auch als Historiker bekannten Berner Theologieprofessors Emil Bloesch, auf sich selbst angewiesen war,

nahm sich Widmann, der die genialische Vielseitigkeit des damals zweiundzwanzigjährigen Studenten sofort erkannte, «mit rührendem Wohlwollen» und väterlicher Güte seiner an und hat «ratend und bestimmd in meine Lebensgestaltung eingegriffen». Kein Wunder, daß der heiße Wunsch in ihm erwachte, es dem allgemein verehrten Reiseschriftsteller gleichzutun. Aber der Jünger wurde mit nichts ein sklavischer Nachahmer seines Meisters; er errang auf diesem Gebiete außerdem eine eigene Einstellung, die ich als das pantheistisch anmutende, romantische Einssein mit dem fremden Boden bezeichnen möchte.

Auch im übrigen besteht zwischen Widmann und Hans Bloesch eine nicht kleine Wahlverwandtschaft. Beide waren Träger eines im Hinblick auf sie selbst schlichten und anspruchslosen, aber jederzeit warmen und wahren Menschentums. Dieses konnte beim ersten nach außen mitunter kämpferisch hervortreten, während unter den Charaktereigenschaften Hans Bloeschs trotz aller Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue weder eine initiative Fehdelust noch irgendwelche imperatorische Gebärden wahrzunehmen sind. Beide besaßen ferner eine Arbeitskraft, wie sie einem einzelnen Menschen selten verliehen wird, eine außergewöhnliche Leichtigkeit, ihre Gedanken mit poetischer Überlegenheit schriftlich niederzulegen, und eine mühelose Fähigkeit der Produktion, die an Gotthelf erinnert. Und wenn Hans Bloesch von Widmann sagt, «aus dessen Feder sei bei aller Überfülle nichts Wertloses geflossen, nichts, das nicht in irgendeiner Weise über den Durchschnitt hervorragt», so hat er damit, ohne es in seiner Bescheidenheit zu ahnen, zugleich das bindende Urteil über sich selbst gesprochen. Denn beide verdienen, adelige Journalisten genannt zu werden, wenn man dieses Fremdwort bei ihrer Erwähnung nicht lieber vermeiden will.

In unentwegter Dankbarkeit hielt Hans Bloesch seinem einstigen Gönner und Mentor die Treue, und mancher ihm gewidmeten Gedenkfeier hat er in Wort und Schrift sowie durch Neuauflagen von dessen Erzählungen die Weihe gegeben. Und es war ein Festtag erster Ordnung für ihn, als er nach der Erwerbung von Widmanns literarischem Nachlaß durch die Schweizerische Schillerstiftung diesen am 4. Juli 1932 in die Obhut der von ihm geleiteten Stadtbibliothek übernehmen, die in deren Hallersaal veranstaltete Widmann-Ausstellung und gleichzeitig das die Erinnerung an den Dichter pietätvoll festhaltende Widmannzimmer eröffnen durfte. Aus seiner damaligen Rede spricht nicht nur die berechtigte Freude, nunmehr der Hüter solcher Schätze zu sein, sie verrät zugleich die grundsätzliche Weitsicht und die großen Gesichtspunkte, mit denen er als Oberbibliothekar seines Amtes wartete. «Wenn heute», hörten wir ihn bekennen, «dieses Zimmer eine vollendete Tatsache geworden ist, so sehe ich darin nicht einen beliebigen Zuwachs unserer Sammlungen, sondern ich erblicke darin neben den Nachlässen Albrecht Hallers und Jeremias Gotthelfs, die hier schon ihre Stätte gefunden haben, einen weiteren Baustein zu dem Mausoleum bernischen Geisteslebens, zu dem unsere bernische Bibliothek auszubauen mein Ehrgeiz ist.»

Die Frage ist wahrlich keineswegs abwegig, ob da, wo Hans Bloesch in eifriger Mühwaltung um die Aufnung des von bedeutsamen Bernern hinterlassenen geistigen Gutes besorgt war, nicht auch ihm selbst ein Zelt der Erinnerung errichtet werden sollte, das kommenden Geschlechtern von seiner reichen schriftstellerischen Ernte erzählt.

Doch ich muß zu den Werken Hans Bloeschs zurückkehren. Nur im Vorübergehen möchte ich zunächst einschalten, daß es von ihm unter dem Titel «Römisches Fieber» auch eine kleine Novelle gibt, die er selbst «ein Lebensfragment aus meinem Freundeskreis» nennt. Sie schildert das tragische Schicksal eines vaterländischen Malers, den er in der Hauptstadt Italiens kennen lernte.

Nun aber drängt es mich, Ihnen das wohl reinste und reizvollste Gebilde, das uns die Feder des Dichters Hans Bloesch geschenkt hat, in Erinnerung zu rufen, ein Büchlein, das sein Innerstes enthüllt und das nur er zu schreiben auserwählt war. Es trägt die Jahrzahl 1914 und betitelt sich «Am Kachelofen». Der Verfasser erklärt darin seinem Söhnlein, dem ungeduldigen Hansjörg, die Malereien, die den Kachelofen seines trauten Wohngemachs zieren. Erlebnisse der eigenen ungesorgten Jugend, da «der Wasserfall des Glücks auf die in alle Fernen schweifende Phantasie niederrauschte», wechseln mit den fein gezeichneten, scharf umrissenen Porträts bedeutender Köpfe aus Bloeschs Ahngalerie, mit sorgfältig zisierten Beobachtungen und Wahrheiten der verschiedensten Art und mit froh gelauntem, eine zufriedene und glückliche Gegenwart bekundendem Fabulieren. In diesem literarischen Kleinsond, dessen idyllische Köstlichkeiten trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer intimen Wärme mit dem Maßstab des Allgemein-menschlichen gewertet zu werden verdienen, treibt auch der schelmische und zarte, immer überlegene, aber nie verletzende Humor sein liebenswürdiges Wesen, der als Hans Bloeschs unzertrennlicher Begleiter sowohl in dessen Schriften wie im mündlichen Verkehr eine spontan befreiende Wirkung auszulösen pflegte. Und wir erhalten gleichzeitig einen rührenden Einblick in sein harmonisches Familienleben und das Bekenntnis der innigen Verbundenheit mit seiner treubesorgten Lebensgefährtin, die, eine begnadete Künstlerin, die Musik in sein glückliches Heim eingebürgert hat.

Hans Bloeschs schriftstellerische Tätigkeit in ihrem vollen Umfang zu schildern, wäre die Aufgabe einer längeren Abhandlung. Ich will hier nur noch das eine feststellen, daß ich mir kaum einen idealeren Erklärer von Gemälden und kulturhistorisch wesentlichen Abbildungen denken kann als diesen in bisweilen verborgenen Kunstkabinetten und in Archiven heimischen Kenner. Zu solcher Fähigkeit hatte er sich als Redaktor des «Werk» geschult, wo sie ihm vor allem für die moderne Architektur eine stete Pflicht gewesen war. Ob er späterhin unter der Flagge «Arbeit und Feste im Reigen des Jahres» die farbigen zwölf Monatsbilder des Mittelalters aus dem Breviarium Grimani in Venedig unsern entzückten Blicken darbot, ob er uns mit dem «Schweizerischen Wehrgeist in der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts» bekannt

machte, ob er in den «Berner Schreibmappen» 1934 und 1935 von den dort uns entzückenden «Türmen und Toren» der alten Aarestadt oder dem einstigen «Berner Bauernleben» erzählte — immer durchdringen sich Wort und Bild in einer derart einheitlichen Selbstverständlichkeit, daß man fast ebenso gut sagen könnte, die Illustrationen seien um der Einführung willen da, als diese sei zum Verständnis der Bilder verfaßt worden.

Ein bibliographisches Verzeichnis von Hans Bloeschs sämtlichen Veröffentlichungen würde manch eng beschriebene Seiten füllen und mehr denn fünfhundert Titel aufweisen. Für die Wissenschaft und die Künste wäre ein solcher Überblick über sein Schaffen von bleibender Wichtigkeit; denn, wie ich bereits andeutete, bei Hans Bloesch gab es keine Nieten, jede noch so kleine Besprechung hat irgendwo ihren Charme. Das letztere erhellt wohl am deutlichsten aus der Zeitschrift «Der schweizerische Büchermarkt» (1911/12), für dessen acht Hefte er regelmäßig die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur besprach.

Daß Hans Bloesch, der seit 1919 als Beamter der Stadtbibliothek und seit 1928 als deren Direktor Tag um Tag ein vollgerüttelt Maß verantwortungsvollster Pflichten erfüllte, daneben eine derart ausgedehnte literarische Arbeit zu bewältigen vermochte, setzt um so mehr in Erstaunen, als er gesundheitlich durchaus kein Riese war. Und daneben durften sich noch andere Institutionen seiner Förderung und werktätigen Hilfe erfreuen: der Verein für Verbreitung guter Schriften, den er seit 1928 präsidierte und für den er seit 1930 die Auswahl der Veröffentlichungen mit außerordentlichem Geschick durchführte; dann die Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft, zu deren Vorstand er seit ihrer Gründung 1923 gehörte und für die er nicht selten Ausstellungen auf der Stadtbibliothek veranstaltete und interessante Editionen besorgte. Ferner leistete er der kantonalen Erziehungsdirektion als Mitglied der Kommission für die Förderung der Literatur wertvolle und fruchtbare Dienste.

Hans Bloesch hat auf die zahlreichen Glückwünsche, die ihm an seinem sechzigsten Geburtstage aus nah und fern zuteil wurden, mit einem allerliebsten Poem geantwortet, in dem die Verse vorkommen:

Der Knabe ist kein Negerfürst geworden,
Der Jüngling nicht der heiß ersehnte Dichter,
Die große Leistung blieb dem Mann versagt.

Da müssen wir denn doch ein wenig protestieren. In seiner, ich möchte fast sagen allzu grundsätzlichen Bescheidenheit vergaß Hans Bloesch, daß sein ganzes Leben eine ununterbrochene «große Leistung» bedeutet. Der am 26. Dezember 1878 Geborene war ein echtes Weihnachtskind. Denn an diesem der Freude geweihten christlichen Feste pflegen die Menschen einander Geschenke zu überreichen. Er aber hat das volle Jahr hindurch seine Gaben ausgeteilt, sei es, daß er als Liebling der Musen uns mit einer poetischen Kostbarkeit überraschte oder sonstwie unsere Erkenntnis vertiefte, sei es, daß er

auf unser Ansuchen Ratschläge spendete, die uns seelisch wohltaten oder unserer Arbeit neue Wege wiesen. Aber die größte Wirkung ging wohl von ihm selbst aus, von seiner Persönlichkeit, wobei weder der Gebende noch die Empfangenden sich dessen bewußt wurden. Liegt doch das Geheimnis des vorbildlichen Menschen sehr oft nicht in seinen Worten und Werken, sondern lediglich in der Tatsache seines Daseins, in dessen Luftkreis das Böse von selbst dem Guten den Platz räumt.

Mit restlosem, nie ermüdendem Fleiß entrichtete er jedem Tag den ihm gebührenden Tribut, und das dem hellenischen Maler Apelles zugeschriebene Lebensmotto «nulla dies sine linea» darf auch das seinige genannt werden. Doch Freunden und Ratbedürftigen gegenüber geizte er niemals mit seiner Zeit, so daß sie gleich Patienten eines selbstlosen Arztes das Gefühl erhielten, er sei nur ihretwegen auf der Welt. Und er gehörte zu den Sterblichen, denen das Älterwerden nichts oder nur wenig anzuhaben vermag. Seine schwarzen Haare sträubten sich energisch gegen die weiße Farbe und gestatteten ihr nur ein vereinzeltes Aufkommen, und sein ganzes Wesen bewahrte sich ein erquickendes Stück Jugend und vor allem die harmlose Fähigkeit, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Ich erinnere mich ferner, daß unter den ihm zuteil gewordenen Auszeichnungen die Ehrenmitgliedschaft, mit deren Verleihung ihm die «Zofingia» zum Dank für seine Forschungen über die Entstehung und die ersten Taten dieser patriotischen Studentenverbindung überraschte, besondere Freude bereitete. Denn sie war ihm ein Zeichen, daß auch die heutige akademische Jungmannschaft mit ihm in Verbindung stand und sein Wirken zu würdigen wußte.

Gewiß hätte Hans Bloesch die Begabung und fraglos auch die Berufung in sich getragen, mit einer dichterischen Leistung von vollendetem Reife sein Lebenswerk zu krönen. Allein mir will fast scheinen, als vermochte sein Dasein so, wie es sich gestaltete, am nachhaltigsten auf seine bernische Heimat und auf weitere Kulturkreise sich auszuwirken, und es hinterläßt sicherlich manche Spuren, die nicht verwehen und verblassen. Der Platz, den ihm die schweizerische Literaturgeschichte dereinst anweist, wird ohne Zweifel demjenigen Josef Viktor Widmanns benachbart sein, wenn ihm auch von seinem Standort aus versagt blieb, mit der nämlichen Unmittelbarkeit wie dieser sich an die gebildete Öffentlichkeit zu wenden.

Viel zu früh bist du, liebster Freund, nach menschlichem Ermessen von uns gegangen. Ich weiß, wie schwer der entsetzliche Krieg mit seinen unqualifizierbaren Greueln auf dir lastete und wie sehnlich du mit uns allen den Frieden zu erleben hofftest. Nun bist du der Zeit vorausgeeilt und hast am Vorabend des Weltfriedens als Erlösung von langen, peinvollen Leiden den ewigen Frieden gefunden. Und jetzt, da du zu unserem tiefsten Schmerz nicht mehr unter uns weilst, tritt uns so recht vor das Bewußtsein, was du uns warst und wie unendlich viel wir verloren haben. Mir kommen unwillkürlich

jene Worte in den Sinn, die der alte Römer Horaz an Virgil richtete, als diesem der Herzensfreund Quintilius Varus durch den Tod entrissen wurde:

Cui pudor et iustitiae soror,
incorrupta fides, nudaque veritas
quando ullum inveniet parem?

«Wann wird die edle Sitte, wann die unverbrüchliche Treue, die Schwester der Gerechtigkeit, wann die unverhüllte Wahrheit seinesgleichen finden?»

Aber du wirst fortleben in uns, auch wenn wir jetzt Abschied nehmen von dem, was sterblich war an dir. Und so oft wir in stiller Stunde deiner gedachten, wird es wie ein wehmütiges und doch so wonniges Lied in uns klingen, bei dessen Melodie wir dich vor uns schauen in deiner lebendigen Herzlichkeit und deiner wohlzuenden Güte. Ja, du wirst uns unvergessen bleiben und uns begleiten bis an die Marken unserer eigenen Tage.